

Briefe an eine moderne Frau

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 18

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Briefe an eine moderne Frau.

Von F. D. Schmid.

III.

Werehrte Freundin! Vor allem einen Gruß aus dem jungen, lachenden, blühenden Frühling, in dem der Atem des Göttlichen und Unendlichen wieder klar und frisch über die Erde weht und in jeder Blume, in jedem grünenden Blatt das ewige Lied des Werdenden und Lebendigen verkündet, einen Gruß aus der Zeit, wo wir selbst mit schwellender Seele und hellen Augen die Wunder, die jeder Tag neu gebiert, durstig in uns saugen und dankbar jener unerforschlichen Macht gedenken, die uns jedes Jahr von neuem die Schönheit der Welt frisch und lebendig empfinden und genießen läßt.

Wie wunderschön dieses Wien doch ist, jetzt, da alles grünt und blüht und Knospen treibt und Stengel und Kelche voll Duft und Glanz und Farbe. Ich frage mich oft, ob es wohl in irgend einer Stadt der Welt eine so prachtvolle Promenade gibt, wie die Wiener Ringstraße es ist. Ich glaube kaum. Wenigstens verblässen mir die Pariser Boulevards, die noch am ehesten den Vergleich aushalten könnten, fast gänzlich daneben, und der Reiz der italienischen Großstädte liegt wieder anderswo. Fast eine Stunde führt die Ringstraße uns unter einer doppelten Reihe von grünen Laubdächern durch das Zentrum der Stadt, an den schönsten und monumentalsten Gebäuden vorbei, zwischen denen immer wieder grüne Gärten und prachtvolle Parkanlagen sich ausbreiten. Und über allem liegt die milde Schönheit und weiche Anmut des Wiener Frühlings, eine Anmut, die alles Harte, Eckige und Brutale restlos auflöst. Es war wohl dieser weiche, einschmeichelnde Zug der Kaiserstadt, der den etwas verbitterten Grillparzer im Sommer 1843 zu den Strophen über sie veranlaßte:

„Schön bist du, doch gefährlich auch
Dem Schüler, wie dem Meister,
Entnervend wirkt dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister.“

Er hat wohl etwas zu schwarz gesehen, der geniale Sohn des alten Bindobona, in seinem Groll gegen der „Wiener leichtbeweglich Volk“. Denn von dem „entnervenden Sommerhauch“ ist weder bei ihm noch bei all den andern Großen, die hier gelebt haben, viel zu verspüren. Merkwürdig, wie lebendig diese Großen jetzt mit dem Frühling auf einmal werden, wie man aus der Luft, aus der Tiefe herauf von jedem Winkel her ihre Stimmen zu hören und ihre Gestalten unsichtbar

durch die Straßen schreiten zu sehen vermeint! Nicht so, wie sie im Konzertsaal oder auf der Bühne vor uns stehen, nicht in übermenschlicher Größe, sondern viel vertrauter, viel menschlicher, wie alte gute Bekannte. Es ist als ob eine ganze versunkene Zeit mit all ihren charakteristischen Merkmalen wieder auferstanden wäre, als ob jedes von ihnen leibhaftig vor uns stünde. Haydn, Mozart, der weltenumspannende Beethoven, Brahms, Schubert, Grillparzer, Heibel und wie sie alle heißen, die den Menscheng Geist auf leuchtenden Bahnen emporgeführt haben zum Licht.

Theater und bildende Kunst regen immer noch zu allerlei Gedanken an, ersprießlichen und unersprießlichen.

Im Hofburgtheater eine vorzügliche Aufführung des „Julius Cäsar“. Alter, göttlicher Shakespeare! So bist du wieder einmal von deinem hohen Sitz zu uns auf die niedere Erde heruntergestiegen, hast uns wieder einmal hineinschauen lassen in das Gewirre von menschlichen Trieben und Leidenschaften, das du wie kein anderer zu deuten verstanden hast. Es gab zwar eine Zeit in der Literatur, die sich die „moderne“ nannte, und darin traten Leute vor das Publikum, die mit langen Phrasen und großen Armbewegungen im Brustton der Überzeugung verkündeten, daß du dem modernen Menschen nichts mehr zu sagen vermöchtest, daß ein neues Evangelium in der Welt der Dramatik auf den Plan getreten sei und man dich längst überwunden hätte. So sprachen diese Leute mit den stimmungsvollen Krawatten und genial gescheitelten Locken. Aber du lächeltest nur still und ernst und schautest schweigend mit glanz erfüllten seligen Augen in die ewigen Fernen nach Abend in die Vergangenheit zurück, wo Kopf an Kopf gedrängt eine unübersehbare Menge voll ehrfürchtigen Staunens zu dir emporblickte und nach Morgen, wo die Sonne in leuchtender Schönheit über den Horizont heraufstieg und Tausende von neuen Geschlechtern dem Rufe zur Menschwerdung harrten. Und lächeltest so lange, bis den Überwindern da drunten der Atem ob ihrem Schreien und ihrem Tamtam ausging und die unerbittlich richtende Zeit die glänzende Tünche, womit sie ihre großen Werke überstrichen hatten, wieder abwusch, daß das jämmerliche Nichts darunter zum Vorschein kam. Du lächeltest, denn du wußtest, daß du deine Menschen und deine Dichtungen nicht aus dem gleichen Stoff geformt hattest wie sie, daß du nicht Schülerschmerzen, sexuelle PerverSIONen und Dreifußprozesse dramatisiertest, sondern aus jener Quelle schöpftest, die immer war, die noch ist und die immer sein wird, solange dieser Stern noch im Weltenraume kreist und auf Erden noch eine Seele atmet: den ganzen ewigen Menschen mit all seiner Liebe und seiner Torheit, mit all seinem Haß und seiner Weisheit, die menschliche Seele in ihrer tiefsten Wesenheit. Und deswegen sind deine Dichtungen ewig, weil sie aus Ewigem geschöpft sind und zum Ewigen

in uns reden. Wir aber, die wir wissen, was du uns als Meister und Lehrer gewesen bist, legen dankbar zu deinen Füßen die ersten Rosen, die der Frühling uns gebracht hat . . .

Joseph Kainz spielte den Mark Anton. Was für ein genialer Kömner doch dieser Schauspieler ist, wie unübertroffen er Wort und Körper in seiner Gewalt hat! Mit einem Blicke, einer Geste reizt er Tiefen der Seele auf, die man vorher kaum ahnte. Seine Gestalt, sein Gesicht, seine Augen sind wie ein Instrument, auf dem er als Meister spielt. Es ist oft geradezu unheimlich, wie das Seelische in diesem Körper Ausdruck gewinnt, wie der letzte Rest davon unerbittlich ans Licht geholt wird; man sieht es förmlich von innen herausleuchten und würde es verstehen, auch wenn das gesprochene Wort fehlte. Ich denke dabei auch an seine andern Hauptrollen, in denen er vielfach noch bedeutender ist als im Cäsar. Es ist nun schon lange her, daß ich ihn den Romeo spielen sah, aber immer sehe ich ihn noch vor mir, als wäre es erst gestern gewesen, immer höre ich noch die Worte: „Ich bin kein Steuermann, doch wärst du fern, wie Ufer, die das fernste Meer bespült, ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.“ Freilich auch die Antwort: „So grenzenlos ist meine Huld, die Liebe so tief ja wie das Meer.“ — So tief ja wie das Meer! Was für einen geheimnisvollen Klang sie doch haben diese Worte! Sie klingen ja auch aus der Tiefe eines sehnsüchtigen Menschenherzens herauf, und wohl mag es sein, daß so eine Liebe tiefer ist als das Meer, tiefer als das Senkblei eines Gedankens zu ermessen vermag, daß — doch entschuldigen Sie, verehrte Frau, ich verliere mich, und das könnte Sie langweilen.

Noch etwas vom Burgtheater: Adolf Sonnenthal ist tot. Einer der größten Schauspieler des neunzehnten Jahrhunderts. Als Herr der himmlischen Heerscharen habe ich ihn zum letztenmal gehört im „Faust“. Nun ist er selbst gegangen in jenes unentdeckte Land, von dem — nach Hamlets prophetischen Worten — kein Wanderer wiederkehrt. Vielleicht wird auch ihm die Nachwelt keine Kränze flechten. Aber das Andenken eines durch und durch lautern Menschen wird nicht so bald vergessen sein.

Das musikalische „Ereignis der letzten Zeit“ war natürlich die Aufführung der „Elektra“ von Richard Strauß in der Hofoper. Es gibt Leute, die Musikdramen wie dieses noch als Kunst ansehen und man weiß nicht, ob man über sie lachen oder über den Komponisten weinen soll. Es ist eigentlich traurig, ein so starkes Talent wie Richard Strauß seit der „Salome“ auf solchen Abwegen zu sehen. Denn das Kennzeichen dieser Musik ist nicht mehr Erhebung, sondern Sensation, und zwar Sensation mit pervers dekadentem Einschlag. Nicht dem innern Erlebnis ist sie entsprungen, sondern dem bewußten, verstandesmäßigen Wollen, der Absicht, die Welt zu verblüffen und ihr zu zeigen,

was für ein genialer Kerl man ist. Wie schon in der „Salome“ scheut sich Strauß nicht, zu allerlei Mätzchen und technischen Spielereien zu greifen, neben den schlimmsten Effekthaschereien. Das ist keine Kunst mehr, sondern Notenakrobatik und musikalischer Seiltanz.

Enttäuscht und erbittert geht man aus dem Theater. Nun, die Zeit wird der „Elektra“ ihr Urteil ebensowohl sprechen, wie der „Salome“, die bereits von allen Spielplänen verschwunden ist, weil kein Mensch mehr danach verlangt. Man muß ja solche Virtuosenstücke einmal „gesehen haben“, das gehört so zum schlechten — pardon, zum guten Ton. Aber dann hat man genug davon. Möge die „Elektra“ samt ihrer Schwester „Salome“ in Frieden ruhen.

Von der „Elektra“ kommt man durch ganz gewöhnliche Ideenassoziation auf die Ausstellung der „Sezession“. Auch hier so viel Gequältes und Gesuchtes, so viel Unreifes und im Experiment stecken Gebliebenes, daß der Gesamteindruck nicht gerade erfreulich ist. Wer nicht die Kraft oder die Ausdauer hat, etwas wirklich Bedeutendes zu schaffen, der versucht durch allerlei künstlerische Purzelbäume und komische Seitensprünge die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und behauptet dann gar noch, er sei ein Pfadfinder der Kunst, und seine höchst ehrliche Absicht sei, ihr neue Wege zu weisen. Wenn nur die verstimmende Absicht nicht gar zu nackt unter der malerischen Drapierung hervorträte und das Können dem Wollen etwas besser die Wage halten würde! So sieht man denn eine Menge Bilder, bei denen man dem Beschauer eine Logarithmentafel in die Hand geben muß, damit er sich herausrechnen kann, was das Gemalte darstellen soll. Oder auch einen Leitfaden für den Unterricht in der Mathematik an höhern Töchterschulen. Es ist gleichgültig, man bekommt es auch so nicht heraus, die Gleichung hat zu viele Unbekannte.

Neben diesen Produkten einer ungenügenden oder dann verzerrten Begabung trifft man dann wieder auf einzelne ganz bedeutende Gemälde. Prachtvoll ist unter den Skulpturen Joseph Müllners „Reiterstandbild“, dessen Grundgedanke in den Versen Goethes zum Ausdruck kommt:

„Sorgenlos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wagen die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!“

Ein nackter Reiter sitzt auf einem ungesattelten Pferd, die linke Hand über die Augen gelegt, den Blick scharf nach vorn gerichtet. Jeder Zug an ihm, jede gespannte Sehne heißt Kampf, Kampf mit all den Mächten der Finsternis, mit all den Vorurteilen und trägen Gewohnheiten, die sich ihm entgegenstellen werden. Jeder Zoll ist er ein König

des Reichs derer, die noch an eine Fortentwicklung des Menschengeschlechtes glauben, die unvernichtbaren Sinnes nach dem schwachen roten Schein sehen, der am fernen Horizont hin und wieder das Dunkel durchbricht und vielleicht den Anbruch einer bessern Zeit verkündet. Einer vom Stamme derer, die durch alle Gemeinheiten hindurch, die der Kampf mit der schwerfälligen und denksfaulen Masse mit sich bringt, die Fahne ihrer Überzeugung festgehalten haben, und wie viel Schmutz auch gegen sie geworfen wurde, wie tief man sie auch im Rot herumgezogen hat, die Allgemeinheit zu neuern, freiern Ideen und höhern Gesichtspunkten führten.

Bedeutend wertvoller als die Ausstellung der Sezession ist die der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens im Künstlerhaus. Geradezu hervorragend ist hier die Porträtmalerei vertreten, und selbst im Pariser Salon habe ich in dieser Beziehung nicht so viele gute Bilder vereinigt gesehen wie da. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir das mit der goldenen Medaille ausgezeichnete Bild einer Dame in dunklem Sammetkleid. Laut Katalog ist es die Frau des bekannten Schriftstellers Raoul Auernheimer. Aber der Name ist ja gleichgültig, es ist nicht das, was einen wie festbannt vor diesem Porträt, es ist wohl auch nicht die ungewöhnliche Schönheit dieser jungen Frau: sondern das Innerliche, Geistige, das aus diesem genial gemalten Bilde herausstrahlt, wie Offenbarungen aus unergründlichen Tiefen, die geheimnisvoll flüsternd zu unsern Sinnen dringen; es ist das wunderbar klare Auge, das aus dem feinen Oval des Gesichtes zu uns spricht, und wie ein stilles Wasser ist mit spielenden Lichtern an der Oberfläche und ganz unten auf dem Grunde Perlen und wundersame Kristalle, Welten von Schönheit und Träume von einer Seligkeit, die ohne Zweifel und ohne Ende ist.

Lächeln Sie nicht, schöne Freundin, über meine Begeisterung, sie hat ihren guten Grund. Wenn ich nicht fürchten müßte, ein Komplimentenmacher gescholten zu werden, so würde ich jetzt gerne Vergleichen anstellen. Aber man ist ja heutzutage so weit, daß jede Wahrheit gleich zum Kompliment gestempelt wird, und deswegen schweige ich lieber — eben der Wahrheit wegen.

Ich grüße Sie in Gedanken aus der Ferne und verbleibe wie stets der Ihrige.

